

# Rhein und Donau in der Römerzeit

Autor(en): **Alföldi, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht / Gesellschaft Pro Vindonissa**

Band (Jahr): - **(1948-1949)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-268345>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Rhein und Donau in der Römerzeit

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung 1948

von Andreas Alföldi

Zwei gewaltige Furchen durchqueren den Boden Europas von Süden nach Norden und von Westen nach Osten, im Rechteck sich treffend: das Strombett des Rheins und das der Donau. Diese mächtigen natürlichen Straßen leiteten schon in den frühesten Phasen der menschlichen Geschichte wandernde Völker von Westen nach den östlichen Gegenden unseres Kontinents und umgekehrt; sie vermittelten den Austausch von materiellen Gütern und von Geistesströmungen in stets zunehmendem Maße, – bis das Römerreich am Ufer der beiden großen Ströme seine Grenzwehr errichtete und die Völker östlich und nördlich von den beiden Strömen aus seiner Kulturgemeinschaft ausschloß. Kaum war jedoch diese Riesenmauer zusammengestürzt, so drangen schon wieder die Horden des Ostens längs der genannten natürlichen transkontinentalen Straßen hervor und eine eigenartige Zivilisation überschwemmte mit ihnen die Westprovinzen der Römerwelt. Doch genug davon: man sieht schon, daß es eine lohnende Aufgabe ist, der verbindenden und der trennenden Rolle jener Wasserstraßen nachzugehen. Diese Rolle hat, je nach dem man sie vom Balkan, aus der Schweiz oder von Frankreich aus betrachtet, sehr verschiedene Aspekte. Ich muß mich damit begnügen, die Perspektiven, die sich aus meinem eigenen Forschungsgebiet im Karpathenbecken eröffnen, zu umreißen. Auch erlaubt die kurze Spanne einer Stunde nicht mehr, als das Augenmerk auf die Römerzeit zu richten.

Wie folgeschwer der Entschluß Roms gewesen ist, aus den beiden Flüssen eine riesige Scheidewand zu gestalten, kann man am besten – glaube ich – mit Hilfe von Begriffsprägungen der exakten Wissenschaften veranschaulichen. Der Hochdruck der Völker, die im ungeheuren Rechteck des Rheins und der Donau sich befanden, lastete nicht nur auf der vertikalen und der horizontalen Strecke der römischen Grenzlinie, sondern er polarisierte zugleich die Kräfte, die diesen Druck ausgeübt haben auf die Weise, daß ein Kraftfeld entstand, dessen Spannung nach den Gesetzen der Physik mit der Entfernung von den Armen des Rechtecks immer mehr nachließ. Wenn man die äußeren Enden des Rechtecks mit einer punktierten Linie verbindet, gewinnt man ungefähr die dritte Begrenzungslinie dieses Kraftfeldes, in der Weise also, daß wir mit einem riesigen Völkerdreieck rechnen müssen, das durch seine Verdichtung auch im Norden ein Hindernis gebildet hat. Trotz allen Unruhen und Platzwechselln muß man also mit einer Barriere rechnen, die von der Rheinmündung bis zur Donaumündung hinziehend die Vorstöße der außerhalb jenes Kraftfeldes sich befindenden Völkermassen nur in einem beschränkten Grade durchließ und je stärker es durch solche Stoßkräfte selbst durchdrungen wurde, desto mehr einer weiteren Auffüllung des Völ-

kerdreiecks widerstehen mußte. So wurde dieses dreieckige Kraftfeld ein wichtiges Element der europäischen Entwicklung durch vier Jahrhunderte. Wie seine untere Spitze nördlich der Schweiz keilartig in den Körper der römischen Länder hineingetrieben, diese bedrohte, so hat seine obere, vom Nordwesten nach dem Südosten laufende unsichtbare, lediglich dynamische Grenzfläche die aus Skandinavien vordringenden germanischen Völkerwellen nicht durchgelassen, sondern nach Südrußland abgelenkt, wo sie sich stets mehr angesammelt haben, bis sie nach 200 n. Chr. Geb. den Generalangriff gegen Rom einleiteten. Wenn man daran denkt, wie einfach nur wenig früher, als dieser Völkerdamm entstand, die Kimbern und Teutonen vom Norden her nach Italien hin durchgebrochen sind, wird man den grundlegenden Unterschied dem früheren Zustande gegenüber sich vergegenwärtigen können.

Die Völkerscheide entlang des Rheins und der Donau ist gar nicht das naturnotwendige Ergebnis einer langen Entwicklung gewesen, und war auch nicht eine unumstößliche Notwendigkeit. Sie ist lediglich als die Folge von individuellen Auffassungen und Entschlüssen von drei römischen Staatsleitern verwirklicht worden.

Der erste in dieser Triade ist Cäsar, der das Operationsgebiet seines Feldzugs in Gallien von allem Anfang an so umrissen hat, daß es im Osten bis zum Rhein reichte; als die helvetische Wanderung und die Scharen des Ariovistus auf das linke Rheinufer übersetzend diesen Kriegsplan gestört hatten, schritt er dagegen sofort und mit voller Wucht ein. Als nach den erfolgreichen Kämpfen von acht Jahren dringende Kriegsaufgaben auf anderen Schauplätzen ihn verhindert hatten, seine Eroberungen auch östlich vom Rhein auszudehnen, blieb dieser Strom die Grenze der römischen Besetzung; aber kein Historiker könnte behaupten, daß diese, aus einer klugen Ökonomie mit seinen Kräften stammende Selbstbeschränkung Cäsars einem unwiderflichen Entschluß entsprungen wäre, nicht weiter vorzurücken. Wie ihn das Meer nicht gehindert hat, nach Britannien überzugreifen, so würde auch kein Fluß der Welt die schrankenlosen Ambitionen dieses Landfressers bei gegebener Gelegenheit davon abgehalten haben, seine welterobernden Pläne zu verfolgen.

Ob er dabei die Kräfte, die Rom ihm zur Verfügung stellen konnte, nicht überspannt hätte, kann uns niemand sagen, da die Dolche des Brutus und seiner Genossen am Vorabend der Unterjochung der Daker sein Leben ausgelöscht haben. Denn die Jahrhunderte nach Cäsars Tode haben erwiesen, daß die Kräfte reserven des Reiches beschränkt gewesen sind: die menschlichen Energien der Länder und Gebiete, aus welchen das Imperium seinen Aufwand an spirituellen und materiellen Kräften schöpfen konnte, wurden in vier Jahrhunderten – keine allzulange Zeitspanne im Leben eines so kolossalen Organismus, wie das römische Weltreich – vollständig ausgelaugt, obwohl die Herrscher nach Cäsar auf die Einverleibung großer Gebietskomplexe verzichtet hatten. So stehen wir Caesar vielleicht in der gleichen Art und Weise gegenüber, wie wenn Napoleon knapp vor dem russischen Feldzug beseitigt worden wäre und niemand sich vergegenwärtigen könnte, wie er, durch seinen Machtwahn getrieben, das Kapital seiner Nation an Kräften vergeudet hat. –

Sei dem so oder so gewesen, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Erschütterungen, die dem Tode Cäsars gefolgt sind, an eine Ausweitung des Reichsgebietes östlich vom Rhein nicht denken ließen. Dies hat freilich auf die künftige Grenzziehung zwischen der Römerwelt und dem Barbaricum in den südöstlich anschließenden Gegenden, die damals noch nicht einverleibt gewesen, einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Der zweite Mann, der die Grenzgestaltung des Reiches im Norden in seiner Hand hatte, war Augustus. Er ließ sich nicht durch eine vorgefaßte Konzeption leiten, wie Cäsar, sondern wollte nur den unmittelbar sich ergebenden Aufgaben der militärischen Notwendigkeit entsprechen; darum wurden auch seine Pläne allmählich modifiziert und umgestaltet.

Als er der inneren Lage so weit Herr geworden war, daß er an die Lösung der grenzpolitischen Aufgaben denken konnte, fing er dort an, wo Cäsar zuletzt eingreifen wollte. Um eine strategische Basis gegen die gefährlich erstarkten Daker zu gewinnen, hat er 35 und 34 v. Chr. die Adlernester der dalmatischen Räuberstämme gesäubert und ins Land der Pannonier vordringend, die wichtige Siedlung von Siscia erobert. Es ist also klar, daß auch er damals noch nicht die großen Flüsse respektierte und durch die Donau vorstoßend das dakische Bergland unterwerfen wollte. Doch hat ihn der nahende Bürgerkrieg davon abgebracht, und er kam erst viel später wieder dazu, die Verschiebung der Reichsgrenze nördlich der Alpen zu bewerkstelligen.

Erst ein germanischer Einbruch über den Rhein und die blutige Niederlage des Lollius, ferner die Raubzüge der Alpenvölker und der Pannonier zwangen ihn dazu, seit 16 v. Chr. offensive Maßnahmen zu treffen. Die Kämpfe sechs harter Kriegsjahre haben einerseits die Römergrenze vom Rhein an die Elbe vorverlegt und andererseits das Reichsgebiet im Nordosten bis zur Donau vorgeschoben. Doch gab sich damit Augustus damals noch gar nicht zufrieden. Die freiwillige Verbannung des Tiberius verzögerte zwar die Vollendung des Eroberungswerkes, bis im Jahre 6 n. Chr. die Legionen vom Rhein und von der Donau gleichzeitig vordrangen, um das böhmische Hochland zu erobern. Statt der so unheilvollen Einbuchtung zwischen Rhein und Donau hätte dadurch eine militärisch sehr günstige, ins Feindesland vorkragende Frontlinie gewonnen werden können. Und statt der schwer zu verteidigenden Wassergräben der Grenzströme hätten dadurch großartige natürliche Bergfestungen, wie Böhmen und Siebenbürgen, allen Angriffen gegen das Reich trotzen können. Denn daß auch das letztere Land, Dazien, das zweite natürliche Bollwerk Osteuropas, nach der Einverleibung von Boiohaemum einbezogen worden sein mußte, folgt aus der ganzen Situation naturnotwendig.

Bekanntlich war Tiberius nur noch fünf Tagesmärsche von dem Sitz des markomannischen Königs entfernt, als der große Aufstand der Pannonier in seinem Rücken ausbrach und ihn zur schleunigen Rückkehr bewog. Diese Revolte war von so gewaltigen Ausmaßen, daß sie die Eroberungspläne des Augustus gänzlich umgestoßen hat: sie war nach dem ernstlich abgewogenen Urteil eines Zeitgenossen die schwerste Kraftprobe Roms seit den punischen Kriegen, die erst durch ein schweres Ringen von dreijähriger Dauer erledigt werden konnte. Und die unerhört kühne und vortrefflich durchgeführte



geheime Organisation der illyrischen Stämme in der nächsten Nachbarschaft Italiens, wie auch ihr Losbruch knapp hinter dem mächtigen Truppenaufgebot des berühmtesten Reichsfeldherrn, hat auch die germanischen Völker aufgerüttelt, und zur Nachahmung des großartigen Beispiels ermuntert. Während noch die besten Mannschaften der Besatzungstruppen Germaniens die letzten Widerstandsnester in den bosnischen Bergen säuberten, gelang es den Germanen, die mit unerprobten Rekruten aufgefüllten Legionen des Statthalters Varus zu vernichten.

Dieses Nachspiel der pannonischen Revolte hat nicht die Folgen und die Bedeutung gehabt, die man ihm oft zuschreibt. Zum Glück Roms war es keine allgemeine Auflehnung der Germanenwelt gegen die Fremdherrschaft, nur die Unternehmung einer Gruppe von Stämmen, die durch innere Spaltungen gehemmt, nicht mit voller Wucht den Anfangserfolg auszuweiten vermochte und den Eroberungswillen der Römer gar nicht brach. Noch sieben Jahre hindurch durchkämmten die Truppen des Tiberius und des Germanicus die Urwälder zwischen Rhein und Elbe nach der Niederlage des Jahres 9 n. Chr. und erst acht Jahre später kam, bei einer die völlige militärische Überlegenheit Roms spiegelnden Situation, der freiwillige Verzicht auf diesen Gebietsstreifen.

Freilich haben die schweren Verluste in Pannonien und Germanien den vom Alter schon gebrochenen Augustus hart getroffen; um so mehr, als seine Armee, wie man weiß, verhältnismäßig klein war und das Römervolk, mürbe geworden, sich den Strapazen und Gefahren des Soldatenlebens zu entziehen suchte. So verzichtete jetzt Augustus darauf, die beiden großen Zitadellen Mitteleuropas, Böhmen und Siebenbürgen seinem Reiche einzuverleiben und begnügte sich mit dem Ruhm, das Imperium mit dem Meere und mit langgestreckten Flußläufen – *mari Oceano aut amnibus longinquis* (Tac., Ann. 1, 9) – umzäunt zu haben. Zwischen diesen Grenzen riet er auch in seiner letztwilligen Verfügung das Reich zu halten (Tac., Ann. 1, 11), da ihm auch das Zusammenhalten der schon erworbenen Besitzungen schwer genug erschien (Dio 56, 33, 5). Diese prinzipielle Stellungnahme hat jedoch die Frage, ob man die Grenze von der Elbe auf den Rhein zurückverlegen sollte, nicht aufgeworfen und nicht beantwortet.

Wenn Cäsar zu früh starb, um sein Eroberungswerk vollenden zu können, so lebte Augustus zu lange, um bei der gesunden Konzeption seines Mannesalters durchzuhalten oder sie wenigstens auf seine Nachfolger zu übertragen: er gab sie, vom Alter gebrochen preis. Denn wenn z. B. Tiberius gleich nach den pannonischen und germanischen Rückschlägen, kraftvoll und ungehemmt, die Gebirgsbögen von Böhmen und die Karpathen als Nordbasteien des *orbis Romanus* besetzt hätte, die Grenze anschließend an die Elbe stützend, wäre nicht nur die defensive Position des Reiches ungemein stärker geworden, sondern eine Unmenge von urkräftigen Menschen als Soldatenmaterial und als Landwirte gewonnen und die Erschöpfung des Reiches auf Jahrhunderte hinausgeschoben worden. Mehr Blut hätte dies sicher nicht gekostet, als die Germanen- und Sarmatenkriege der folgenden Jahrhunderte, ja m. E. weniger.

Statt dessen ist Rom dem verzagten Alten gefolgt und am Ufer beider Ströme stehen geblieben. Tiberius, zu spät auf den Thron gelangt, verfinstert und verbittert, hat den durch Germanicus sicher in der Hand gehaltenen Gebietsstreifen zwischen Rhein und Elbe freiwillig geräumt, sich mit der prekären Rhein-Donaufront im Norden begnügend.

Oft hat man gefragt: warum haben die Römer diese Flußgrenzen gewählt, obwohl sie gar kein ernstliches Hindernis für ihre Gegner darboten? Das Haupt der deutschen geopolitischen Schule, Haushofer, meinte, daß der Mensch der an Süßwasser armen mediterranen Zone eine besondere Achtung für die Ströme hegte: doch ließen sich Staatsmänner und Heerführer großen Stils, wie Augustus und Tiberius, sicher nicht durch so primitive Gefühlsmomente beeinflussen. Ein ausgezeichnete Geschichtsforscher meinte unlängst, daß Augustus sich in seiner Wahl durch militärische Überlegungen leiten ließ: allein die Römer wären wohl imstande gewesen, so große Ströme zu überbrücken, nicht aber ihre Gegner. Doch kannten die ortskundigen Landesbewohner überall die zahlreichen Furten, die den Übergang auch für bedeutende Heeresmassen ermöglichten; sie hatten auch Fahrzeuge genug und im Winter schlug das Eis die Brücken für sie. – So muß man den zweifellos vorhandenen Respekt der Römer für die Flußgrenzen anderswo herleiten, und zwar aus ihrer vorzugsweise juristischen Betrachtung des Problems der Grenzziehung, für welche die klare Trennung des aneinander stoßenden Besitztums am wichtigsten ist: nichts konnte für eine solche einwandfreie Scheidung geeigneter sein, als ein Wasserstreifen. – Diese grundsätzliche Einstellung hat die Römer dazu gebracht, die Gebiete von Stadtgemeinden, Provinzen und Völkern möglichst durch Wassergrenzen voneinander zu trennen und dieser Gesichtspunkt bewirkte es dann, daß man auch den barbarischen Völkern gegenüber Wasserzüge als Abgrenzung in Anspruch nahm, die als Hindernisse gar nicht in Frage kommen konnten. – Ein Bach, wie der *Rubicon*, bildete auf einer Strecke den nördlichen Abschluß Italiens und die Grenzlinie derselben im Nordwesten wurde nicht auf den Kamm der Alpen verlegt, sondern sie wurde durch ein unbedeutendes Flößchen, den *Var*, von der Gallia Narbonnensis getrennt. In der Tat wäre es – oder war es – damals noch für ein jedes Volk verhängnisvoll gewesen, auch viel geringere Wasserfurchen als der Rhein und die Donau, eigenwillig zu überqueren, wie überhaupt die römische Grenzlinie zu verletzen.

Die Geschichtsforschung pflegt die ausgezeichnete Organisation der neu eroberten Länder durch die Römer, die rapide Urbanisation, den Ausbau eines großzügigen Straßennetzes durch Urwälder und Moraste gebührend hervorzuheben, wie auch die durchgehende Vermessung des Provinzialbodens durch die Agrimensoren, usw. Man vergißt dabei manchmal, was für Anstrengungen für die Sicherung und Säuberung der Grenzzone an unseren beiden Flüssen gemacht worden sind, – von Umsiedlungsaktionen begleitet, die Hunderttausende, ja Millionen von Menschen in Bewegung gesetzt haben. Es handelte sich dabei darum, vertrauenswürdige Völkerschaften auf das gegenüberliegende Ufer zu verpflanzen, oder umgekehrt gefährliche, unruhige Grenznachbarn aus der unmittelbaren Umgebung der Demarkationslinie zu

entfernen, weiters auch darum, durch die Übersiedlung einer landwirtschaftlichen Bevölkerung aus dem Barbaricum den Ertrag dünnbesiedelter Provinzialgebiete zu erhöhen; oder aber durch die Evakuierung aller Insassen ein menschenleeres, neutrales Vorgelände zu schaffen. Unsere Quellen versagen leider nur allzuoft in bezug auf die Einzelheiten dieser ganz großzügigen Umsiedlungspolitik; doch zeigen auch die Brocken des ehemaligen Beweismaterials, die wir besitzen, genug von den gewaltigen Ausmaßen jener Aktionen.

So hat z. B. Agrippa das germanische Volk der Ubier auf das linke Rheinufer übergesiedelt; auch die Chatten können ihre alten Wohnsitze zwischen Rhein, Main und Lahn nicht ohne die Zustimmung des Reiches wieder bezogen haben. Tiberius hat die Sugambrier auf das römische Ufer versetzt und ein römischer Feldherr hatte um die Geburt Jesu den aus ihren Sitzen losgerissenen Hermunduren nördlich der Oberen Donau neue Wohnsitze angewiesen. Bald strömte dann – wie bekannt – eine Menge von besitzlosen keltischen Leuten nach dem Gebiet der *agri decumates* in Württemberg.

Doch haben diese Völkerverschiebungen im Rheingebiet niemals die Proportionen der analogen Bewegungen an der Donau angenommen. – Seit dem zweiten Jahrzehnt des letzten vorchristlichen Jahrhunderts war man bestrebt, Sarmaten und Daker aus dem Norden der Unteren Donau zu entfernen; bald danach führte Aelius Catus 50 000 Daker nach Moesien herüber und entsprechende Umsiedlungen fanden auch noch später statt. Auf der Trajanssäule sieht man die Bewohnerschaft einer moesischen Stadt, zur Begrüßung des Kaisers ausgezogen: alles markante dakische Typen!

Die wichtigsten Umgruppierungen am linken Ufer der Donau waren jedoch diejenigen, die Kaiser Tiberius durch seinen Sohn Drusus in den Jahren 18–20 n. Ch. vornehmen ließ. Östlich der erwähnten, Rom freundlich gesinnten Hermunduren sind – etwa zwischen Linz und Wien – die Gefolgschaften von vertriebenen Markomannenkönigen unter dem Szepter des Quaden Vannius angesiedelt worden. Neben ihnen nach Osten erhielt die ausgedehnte Uferzone von der March durch die Slowakei und die Ebene zwischen Donau und Theiß, weiters durch das Banat bis zur Aluta die sarmatischen Jazygen als Siedler, – um durch die Einführung dieses fremden, iranischen Volkselementes die Daker sowohl von den neuen Römerprovinzen, wie andererseits von den Germanen zu isolieren. Dieser sarmatische Korridor wurde dann durch das mit den Jazygen eng verwandte Volk der Roxolanen bis zum Schwarzen Meer ausgedehnt. – Etwas später, noch im 1. nachchristlichen Jahrhundert, haben die suebischen Quaden die Jazygen von der March bis zur Eipel am Donauknie zurückgedrängt, – vermutlich nicht ohne die Zustimmung des pannonischen Statthalters, – und weiter südlich beschneiden die erstarkenden Daker ihr Wohngebiet.

50 n. Chr. wurde wieder eine bedeutende Gruppe von suebischen Germanen nach Pannonien herübergeführt. Nicht lange nachher, unter der Regierung von Nero, verpflanzt ein Legat von Moesien mehr als hunderttausend Barbaren samt ihren Fürsten nach seiner Provinz, um deren Landwirtschaft

aufblühen zu lassen; bald erhält der pannonische Statthalter Tampius Flavianus für eine entsprechende Aktion eine hohe Auszeichnung.

Eine ganze Reihe von ähnlichen Maßregeln ist uns auch aus dem 2. Jahrhundert bekannt. Trajan hat aus dem heutigen Siebenbürgen die Daker ausgefegt und an ihrer Stelle eine buntgemischte Bevölkerung aus allen Reichsländern nach der neuen Provinz beordert oder gelockt. Antoninus Pius deportierte die aufrührerischen Brittonen vom Norden Englands in den Zwickel des Oberrheins und der Oberen Donau. Marcus Aurelius und Commodus haben die waffenfähige Jugend der Jazygen, Quaden und Markomannen zu Zehntausenden nach Britannien und anderen fernabliegenden Ländern versandt, um ihre Lust zur Plünderung der Donauprovinzen zu lähmen.

Die gleichen Methoden wurden auch gegen die Völkerschaften angewandt, die an der römischen Seite der Flußgrenze wohnten, wenn sie die Sicherheit des Reiches in ihrem Stammlande zu gefährden schienen. Wenn die Pannonier nach dem großen Aufstand nimmermehr einen Versuch gemacht haben, gegen die Römer sich nochmals aufzulehnen, ist dies einfach dadurch bedingt, daß man ihre Jugend nach fernen Ländern abtransportiert hat, um dort während 25 oder mehr Jahren Militärdienst zu leisten. So kennen wir z. B. fast ein Dutzend von Regimentern, die aus der Völkerschaft der *Breuci* formiert worden sind und kleine Stämme Südpannoniens, wie die *Latobici* und *Varciani*, haben mindestens fünf neuen Kohorten in Niedergermanien die Mannschaften liefern müssen. So nimmt man in der Zeit des Augustus die Männerkraft auch den Alpenvölkern, die das Menschenmaterial zu den zahlreichen neuen *cohortes Raetorum et Vindelicorum* liefern mußten. Andere Male verwendete man als Unruhestifter gefährliche, oder besonders verdächtige Gruppen von Einheimischen zum Arbeitsdienst für die Armee und hielt sie durch das Marschheer streng bewacht, – wie man z. B. mit den *veredarii Pannonici* des Ps.-Hyginus verfuhr. Die gefangenen Daker versandte Trajan nach England und Syrien, wo sie in nationalen Truppeneinheiten dienen durften, usw.

Doch werfen wir noch einen Blick auf die Fremdvölker jenseits der Grenze. Schon Cäsar hat begonnen, Germanenstämme im rechtsrheinischen Gebiet in ein Abhängigkeitsverhältnis von Rom zu bringen; Augustus und seine Nachfolger haben dies zu einem umfassenden System ausgestaltet. Dieses System war im 1. Jahrhundert n. Chr. auf die unanfechtbare Überlegenheit der römischen Macht gegründet.

Das Verhältnis zwischen der römischen Großmacht und ihren kleinen Nachbarvölkern ist damals noch etwas gänzlich anderes, als die Bündnisse der späteren Jahrhunderte zwischen den beiden; dies wurde nicht klar erfaßt. Denn diese Verbindungen der Frühzeit haben mit den breiten Massen der betreffenden Völker wenig zu tun: diese haben aus ihnen höchstens einen mittelbaren Nutzen. Die römische Diplomatie beschäftigt sich im 1. Jahrhundert noch allein mit der Führerschicht der Barbarenvölker. Und zwar versucht man vor allem die Stammeshäupter und ihre Söhne mit den Segnungen einer höheren Zivilisation bekannt zu machen und dafür zu begeistern. Die Prinzen der Cherusker erhalten von Augustus das römische Bürgerrecht und einer von ihnen, Arminius, wird zum Ritterrang erhoben; auch den Häuptlingen der



Friesen wurde das Bürgerrecht gewöhnlich verliehen. Man gestattet gelegentlich den Gesandten der Germanenstämme, bei den prächtigen Spielen in Rom in den Sitzreihen der Senatoren Platz zu nehmen; man beschenkt sie und die Stammeshäupter mit prächtigen Silbervasen, die sorgfältig aufbewahrt und stolz gehütet werden; die Silberschale des Hildesheimer Schatzes mit dem Bild der Göttin Roma, dem Abbild der Maiestät des Reiches, muß ein solches Fürstengeschenk gewesen sein, ebenso wie die prachtvollen Gefäße des Fundes von Hoby usw. Seit der augusteischen Zeit sehen wir eine ganze Reihe von Mitgliedern dieser barbarischen Aristokratie als Kommandanten von Hilfstruppen in der römischen Armee dienen.

Auch wenn man die rechtliche Seite dieser Verbindungen betrachtet, springt ihr persönlicher Charakter in die Augen: der Kaiser tritt in ein persönliches Rechtsverhältnis mit dem neuen König, wenn er ihn durch die Investitur zu seinem Vasallen macht und zugleich seine Herrschaft durch diese Bestätigung legitimiert. Auch wenn ein neu ankommendes Volk sich in den römischen Schutz begibt, oder ein beliebiges Nachbarvolk nach einer Entzweiung zur Botmäßigkeit zurückkehrt, sind es ihre Könige, die durch kniefällige Huldigung und durch den erforderlichen Opferakt vor dem Kaiserbild und den Feldzeichen das Treuegelöbnis für ihr ganzes Volk ablegen. – Manchmal kam es vor, daß Rom durch Waffenzwang ein barbarisches Stammesoberhaupt einsetzte, doch unterstützte es sie zumeist durch Verleihung von Geldsummen. Diese Geldgeschenke wahrten jedoch im 1. Jahrhundert noch ihren gelegentlichen Charakter; sie waren vom Entschluß des Hofes und nicht vom Wunsch der Barbarenkönige abhängig, die sie durch Drohungen noch gar nicht erpressen konnten. Gegen Ende des Jahrhunderts wird hierin eine Wendung fühlbar. Domitian, von allen Seiten bedrängt, verleiht dem Dakerkönig nicht nur reiche Geschenke, sondern – um gegen die Markomannen freie Hand zu gewinnen – sichert er ihm auch Jahrgelder zu. Trajan erlangt wieder – auf seine glänzenden Waffenerfolge gestützt – die Freiheit im Verteilen der Subsidien an die Könige der Nachbarvölker; doch sehen wir dann bald nach ihm, unter Hadrian, die gefährliche Praxis des Domitian wiederkehren: ein untrügliches Zeichen der Schwäche und ein Merkmal des leise einsetzenden Niedergangs.

Roms Übermacht bekundet sich auch darin, daß an den Sitzen der Vasallenkönige Abteilungen von Legionssoldaten unter dem Befehl von Centurionen erscheinen, um jene zu unterstützen und zu überwachen. Wenn solche Fürsten von ihrem Volke vertrieben werden, ließ man sich in Rom die Tatsache gefallen, die Verjagten und ihre Familie wurden jedoch ins Reichsgebiet geleitet und konnten in Rom oder in einer italischen Stadt ein behagliches Dasein führen. – Was aber die rohen Massen dieser kriegerischen Völker selbst betrifft, so wurden diese nicht so behutsam behandelt, wie ihre Anführer: Entwurzelung durch Umsiedlungen, Hinschlachten als Retorsion für räuberische Einfälle war ihr Schicksal, oder im Frieden völlige Indifferenz des Reiches, wenn der Hunger oder stärkere Gegner sie dezimierten. – Die Entwicklung der Folgezeit brachte hierin eine Wendung: die Tausende von Rekruten, die man den frischen Barbarenvölkern entnehmen konnte, sind dem Weltreich



viel wichtiger geworden, als ihre Häuptlinge, und das römische Gold fing an, auch zu dem gewöhnlichen Krieger seinen Weg zu finden.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auch auf die militärische Zone am römischen Ufer unserer Grenzflüsse. Daß man an der Unteren Donau schon in der augusteischen Zeit Uferfestungen errichtet hatte, wußten wir schon. Jetzt haben wir die Gewißheit, daß auch der im Rechteck gebrochene, militärisch sehr ungünstige pannonische Donauabschnitt schon so früh besetzt worden ist. Eine Angabe des Rufius Festus scheint zu bezeugen, daß die Sueben, die durch die Offensiven des Drusus aus Süddeutschland vertrieben wurden, bis nach Nordostpannonien vorgestoßen sind: ein Grund mehr, das rechte Ufer zu säubern und auch den vorspringenden Teil der Uferlinie nach außen abzuriegeln. In den Jahren, als der Sohn des Tiberius die Vasallenstaaten nördlich der Donau umgestaltete, hat man nicht nur in Carnuntum, sondern auch in Aquincum steinerne Festungsbauten errichtet. Unter Claudius wird dann die Reihe der Festungen an der Donau bedeutend vermehrt, bis sie dann unter Domitian zu einer ununterbrochenen Kette verdichtet worden ist. Zugleich reorganisieren auch die Flavier die Donauflotte und sorgen für eine bessere Verbindung der donauländischen Militärzone mit der rheinländischen. Vespasian läßt durch den Schwarzwald eine neue Militärstraße ausbauen, die von Straßburg nach Raetien ziehend die Spitze des Barbarengbietes zwischen dem Oberrhein und der Oberen Donau abschneidet. Durch diese neue Quer-Verbindung konnten die Besatzungstruppen an beiden Grenzflüssen viel schneller verschoben und für die Entlastung eines gefährdeten Abschnittes benützt werden. Die Zusammenfassung der beiden Zonen wurde dann durch die von Domitian begonnene und parallel mit dieser Straße angelegte Reichsstraße Mainz–Heidelberg–Cannstatt vollendet, die in neu erobertem Gelände gezogen durch eine starke Festungssperre die rheinische Festungslinie mit der danuvianischen fest verklammerte.

Das Fortifikationssystem entlang den Grenzflüssen isolierte nunmehr fast gänzlich die römische Welt von der barbarischen. Die am leichtesten passierbaren Flußübergänge, wo die prähistorischen Handelsstraßen die Donau durchquerten, hat man schon unter Domitian mit Brückenköpfen am gegenüberliegenden Ufer gesichert. – Diese Brückenköpfe haben jedoch nicht nur die Widerstandsfähigkeit der Festungslinie an diesen empfindlichen Stellen gestärkt, sondern dienten zugleich für die Abwicklung des transversalen Handels. An einem genau bestimmten Tage eines jeden Monats versammelten sich die Handelsleute der Provinzen, um unter starker militärischer Aufsicht mit den Grenznachbarn einen Tauschhandel zu treiben, in diesen Gegenfestungen am linken Ufer. Gegenüber Carnuntum war der Bernstein der Ostsee das ausgiebigste Tauschmittel der Germanen, in Brigetio, Solva, Aquincum usw. haben die dortigen Grenzvölker Ochsenhäute und Sklaven gegen die beliebten bunten Emailfibeln der rheinländischen Fabriken und gegen nützlichere Industrieprodukte abgegeben. – Für die Erleichterung dieses friedlichen Verkehrs, wie auch aus militärischen Rücksichten hat man in den Legionslagern Dolmetscher gehalten, die germanisch, sarmatisch, keltisch, illyrisch, oder dakisch verstanden. Die Erwähnung eines solchen Dolmetschers in Brigetio,

der für dakische Nachbarn angestellt war, wirft einen überraschenden Lichtstrahl in die Bevölkerungsverhältnisse des Wagtales.

Die Ausgestaltung dieser militärischen Zone hat gleich große Umwälzungen auf der römischen Seite nach sich gezogen, wie die Umgruppierungen im feindlichen Vorgelände. Der Landstreifen am Ufer wird durch das Militär enteignet und die Eingeborenen daselbst gelangen unter eine zunächst strenge militärische Kontrolle; außer den meist aus Italien stammenden Legionssoldaten und Kelten aus Westeuropa in den Hilfstruppen findet man Leute aus allen kriegerischen Reichsvölkern in dieser Uferzone, so daß diese sowohl in bezug auf die Art ihrer Zivilisation, wie auch betreffs der völkischen Zusammensetzung ihrer Siedler von dem Hinterland beträchtlich absticht, wo die alte Bevölkerung meist ungestört weiter gediehen ist.

Am Ende des 1. Jahrhunderts erleiden die Donauprovinzen schreckliche Erschütterungen. Durch die verheerenden Einfälle der Markomannen, Quaden, Sarmaten und Daker wird eine durchgehende Vermehrung der Garnisonen und Festungswerke unvermeidlich. In Ermangelung von Heeresreserven, konnte man diesem Anspruch nur auf Kosten von anderen Frontabschnitten entsprechen. Diese Notwendigkeit war nicht erst seit Winter 85/86 vorhanden, als die Invasionen der genannten Grenzvölker begannen: die Spannung war schon viel früher da. Darum sehen wir seit dem Jahre 80 an der pannonischen und moesischen Grenze fortwährend neue Truppen eintreffen, die bisher in Britannien, am Rhein, an der Oberen Donau und in Dalmatien standen. Später, auch nach den großen Gegenangriffen und siegreichen Offensivkriegen des Domitian und Traian, sind diese vom Westen und Süden an die Mittlere Donau verschobenen Truppen zumeist dort verblieben. So findet man nunmehr allein auf der kurzen Strecke zwischen Wien und Budapest nicht weniger Truppeneinheiten, als an der ganzen Rheinfront. Diese ausnehmende Häufung von Streitkräften an der nordpannonischen Front spiegelt die Tatsache, daß damals den gefährlichsten Gegner Roms das Volk der Quaden bildete, das hier angesiedelt war. Darum feierte die kaiserliche Propaganda, als sie am Anfang der Regierung des Antoninus Pius (etwa zwischen 140 und 142) die unblutigen Erfolge der römischen Diplomatie und das Prestige des Reiches im Westen und Osten verdeutlichen wollte, als Haupterfolge die Investitur der Könige der Armenier und der Quaden durch den Kaiser.

Die Verlagerung des militärischen Schwerpunktes vom Rhein an die Donau hatte auch durchgreifende Folgen für die Kulturentwicklung. Ebenso wichtige Konsequenzen auf diesem Gebiet brachte die Entstehung der großen Kunststraße, die von Domitian aus militärischen Rücksichten begonnen, und von Traian vollendet, entlang des Limes Gallien mit dem Schwarzen Meere verband. Diese gewaltige Pulsader des römischen Europa verbindet zugleich die beiden großen in Rede stehenden Wasserstraßen, und erhöht ihre Transportfähigkeit. Die schnelle Entfaltung des Verkehrs zwischen Ost und West unter dem Schutz der Befestigungsketten des Rheins und der Donau, ruft nicht nur eine allgemeine Blüte der beteiligten Provinzen hervor, sondern sie erweckt merkwürdigerweise das keltische Europa zu einem neuen Leben inmitten des römischen Reiches.

Um diese keltische Renaissance zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten einerseits die keltischen Stämme von Großbritannien, Spanien, Frankreich und der Donauländer, andererseits die illyrisch-thrakischen Völkerschaften des Donau-Balkangebotes, eine mächtige kulturelle Einheit bildeten. Dies wurde durch die römische Eroberung zerbrochen; obwohl auch nach der Okkupation die keltischen Charakterzüge der einheimischen Zivilisation nicht auf einmal verschwunden sind. Wir finden z. B. im 1. Jahrhundert die keltische Astralsymbolik auf den Grabsteinen der Urbevölkerung, sowie gewisse keltische Tempeltypen, usw. Alte Gewohnheiten, Trachten und Einrichtungen blieben unangetastet; doch hat man sich überall dem Rhythmus des römischen Lebens angepaßt, und dieser brachte immer mehr Elemente der Reichskultur ins Leben der Provinzialen hinein. Als aber auch der Zivilverkehr zwischen dem Rheinland und den Donauegenden eröffnet worden war, und die bodenständigen Volkselemente dieselben Bewegungsmöglichkeiten wie die römisch-italischen Eroberer erhalten hatten, erwachte die ganze Atmosphäre der La Tène-Zeit wie Dornröschen aus ihrem Schafe. Bevor wir diese keltische Renaissance schildern, möchte ich kurz die materielle und geistige Entwicklung kennzeichnen, die durch die Vereinigung der beiden Stromgebiete eingeleitet worden ist.

Solange die römische Besetzung noch frisch war, und die ursprünglichen Bevölkerungsschichten noch nicht an die neue Zivilisation assimiliert werden konnten, vermochten allein die italische Industrie und Handel die schnell wachsenden Ansprüche und den ausgedehnten Bedarf der Besatzungsarmeen und der provinzialen Zivilbevölkerung zu befriedigen. Nicht nur die großzügige Handelstätigkeit von Aquileia durchdringt die Donauprovinzen, sondern auch am Rhein überwiegen die italischen Exporteure und Unternehmer. Um die neuen Märkte besser zu erreichen, schiebt sich die italische Großindustrie vom Süden herauf in das Alpenvorland. Italische Fabriken liefern auch für den Staat die schon im 1. Jahrhundert einheitliche Soldatenausrüstung: die mit Niello eingelegten Silberphalaren dieser Epoche illustrieren die straffe Zentralisierung der Verwaltung schon damals durch ihr Vorkommen in allen Reichsländern.

Doch gelangten bereits vor der Verschüttung Pompejis die gallischen Sigillatagefäße nach Süditalien und so nimmt es nicht wunder, daß man schon unter den Flaviern die Spuren des vom Rhein kommenden Einflusses in Pannonien belegen kann. Eine sechsseitige Basis aus Savaria, die ursprünglich eine Säule getragen haben muß, wie die Jupitersäule von Mainz, weist bereits in diese Richtung.

Das 2. Jahrhundert brachte eine neue Phase der Entwicklung. Die Einheimischen hinter den Militärgrenzen sind nunmehr reif, um am Betrieb des zivilisierten Lebens auch aktiv teilzunehmen. Das Rheingebiet ist in dieser Hinsicht der Donau weit überlegen: einerseits hatte es in Marseille und in der *Gallia Narbonensis* ein unmittelbares, mit klassischer Kultur durchtränktes Hinterland. Dann war auch die römische Eroberung am Rhein älter und die große Armee der Frühzeit kulturell höherstehend, als drüben. Auch wirtschaftlich hatte die große Okkupationsarmee der frühesten Epoche ein erheb-

liches Kapital und einen regen Geldumlauf ins Land geführt, viel reicher, als der Münzverkehr der Donauländer damals gewesen ist. Auch das Klima war für die Einführung der vorgeschritteneren Formen der italischen Landwirtschaft günstiger, als im Donaubecken; und endlich begünstigt schon die Stromrichtung der Donau das Vordringen der materiellen und geistigen Güter vom Westen nach dem Osten gegenüber demjenigen in umgekehrter Richtung.

Schon seit den Flaviern breitet sich die Aktivität der gallisch-rheinischen Großindustrie entlang der Donau aus und mit der Aufnahmefähigkeit der donauländischen Märkte wächst auch die Kapazität der gallisch-rheinischen Produktion. Die gallischen Unternehmer bemühen sich im Wettbewerb mit den italischen diese neuen Absatzgebiete zu gewinnen. So wie die italische Bronzeindustrie z. B. aus Campanien nach Norditalien vorrückt, um Illyricum näher zu kommen, so verlegen die südgallischen Sigillata-Fabriken ihre Betriebe nach Osten, um endlich am Rhein durch den billigen Wassertransport ihre östliche Expansion zu erleichtern. Diese Umstellung der gallischen Industrie und des gallischen Handels spiegelt sich auf den Grabsteinen von Aquincum, die durch die Handelsgesellschaft und zugleich Begräbnisbrüderschaft der *Agrippinenses Transalpini* errichtet worden sind. Der Ausdruck *Transalpini* hat sowohl in Köln, woher die *Agrippinenses* kommen, wie auch in *Aquincum* nur auf Italien bezogen einen Sinn, da beide Städte nördlich der Alpen gelegen sind. So erklärt sich dieser Ausdruck durch eine frühere italische Orientierung dieser Handelskompanie, die dann später auf den Donauhandel umgestellt wurde. Tatsächlich haben wir es hier mit einer Filiale des *Corpus splendidissimum Cisalpinorum et Transalpinorum* zu tun, das früher in Mailand und Lyon seinen Sitz hatte.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die erwähnte keltische Renaissance. Ihre altkeltische Eigenart ist z. B. an den durchbrochenen Bronzescheiben und an den bunten Emailschnucksachen gut zu fassen, welche die Formgebung und die technischen Eigenheiten der La Tène-Kultur wieder aufleben lassen. Doch belebt diese neue Blüte der Eingeborenen mit den keltischen Charakterzügen zugleich auch illyrische und thrakische Kulturelemente. Wir können dafür ein interessantes Beispiel aufführen.

Im 2. Jahrhundert bricht überall in den rheinischen und donauländischen Siedlungsgebieten eine prähistorische Gräbersitte durch, welche wegen ihrer erheblichen Kostspieligkeit nur bei der wohlhabendsten Schicht der alteingesessenen Bevölkerung gepflegt werden konnte. Es handelt sich um Hügelgräber, die prunkvolle Wagen mit kostbarer Ausrüstung und mehreren hingeschlachteten Pferden bergen, um die Reise der Verstorbenen ins Jenseits dadurch angenehm zu machen. Die reichen Verzierungen dieser luxuriösen Wagen bezeugen ihre Herkunft aus gallisch-rheinischen Fabrikationszentren. Aber die Religiosität, die diese Geldverschwendung als nützlich und wünschenswert erscheinen ließ, war die, dionysische Lebensfreuden im Jenseits versprechende, Religion der Thraker. Die vom Südosten vordringende geistige Grundlage dieser Sitte kommt also durch eine vom Nordwesten her, in umgekehrter Richtung vorstoßende kommerzielle Expansion zur Entfaltung, wobei die Illyrier Pannoniens eine Vermittlerrolle gespielt haben müssen.



So wie die gallischen Industrieerzeugnisse die Donauprovinzen überschwemmen, so nährt sich die keltische Neublüte vor allem aus derselben westlichen Quelle. Wenn man die in der Form einer *tabula ansata* ausgestalteten Umrahmungen der pannonischen Inschriften in ein, in keltischem Geschmack umgeprägtes Linienschema auflöst, so ist das nur eine sekundäre Manifestation dieser keltischen Wiederbesinnung. – Mit den industriellen Produkten wanderten natürlich auch geistige Einflüsse vom westkeltischen Raum ostwärts entlang der Donau, – auch die in Gallien neu erstarkte klassisch-römische Bildung weiter vermittelnd. Pannonische Nachahmungen der Medaillonbilder von Gefäßen, die aus dem Rhône-Tal kamen, verbreiten Szenen von klassischen Theaterstücken; ein Liebesantrag auf dem Model eines Honigkuchens aus Brigetio, der aus der selben Quelle floß, hat etwas gallisch-französisches an sich: „*Vitula, dulcis amor, semper suspiria nostri, | Quod peto, si dederis, munera grata dabo.*“

Reichlich vermögen wir heute das Absatzgebiet der gallisch-rheinischen Sigillata-Ware, sowie der Emailarbeiten, der Glasfabrikate aus Köln und der gallischen Bronzegefäße in den Donauländern zu belegen, wie auch die weitere Ausstrahlung dieser Güter in das Barbaricum; wobei die Zwischenstationen in Pannonien, die die lokalen Nachahmungen der westlichen Waren nach dem Osten verschleißten, eine wesentliche Rolle spielen. Steinmetzwerkstätten aus dem Rheinland wandern mit den Truppen in pannonische Garnisonstädte. Gallische Gottheiten tauchen auf in den Fußstapfen der Soldaten und Händler. Und doch ist der Romanismus der Donauländer von einer wesentlich anderen Art, als der der gallisch-rheinischen Sphäre, – nur erlaubt uns die Zeit nicht, um auch darauf zu sprechen zu kommen.

Nach der Mitte des 2. Jahrhunderts kommt dieses imposante Pulsieren des Wirtschaftslebens entlang den Grenzflüssen plötzlich zum Stillstand. Es hat sich gezeigt, daß diese Stromverbindung einen grundlegenden Fehler hatte: anstatt im Binnenland angelegt zu sein, wo die Unruhen der Grenzvölker den friedlichen Handelsverkehr nicht stören könnten, fiel die Grenzfurche mit der Hauptverbindungsader des Reichshandels im Westen zusammen, und der erste Ansturm auf die Grenzfestungen hat deswegen zugleich auch den Fernhandel gelähmt oder erstickt.

Eine wirkliche Ruhe hat hier nur kurze Jahrzehnte hindurch geherrscht. Unter Domitian erwies sich die Grenzsperrung an den Flüssen als gänzlich unzulänglich. Und Traian, obwohl er durch die Eroberung von Dazien jenseits der Donau ein Räubernest ausgeräuchert hat, zog noch bei weitem nicht all die notwendigen Konsequenzen aus dieser Situation. Denn er beließ zwischen der neuen Provinz und Pannonien die Enklave der Jazygen, wie auch den Korridor der Roxolanen in der rumänischen Ebene zwischen Dazien und Moesien. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ihn nur sein plötzlicher Tod daran gehindert hat, diese beiden barbarischen Keile, die in den Körper der Provinzen hereinragten, zu beseitigen. Doch gewann nach seinem unerwarteten Hinscheiden eine pazifistische Reaktion die Oberhand, und mit Hadrian kehrt Rom zu einer um jeden Preis aufrechterhaltenen und so sinnlosen Defensive zurück. Und nach ihm verengt sich der Horizont der römischen Reichs-



politik ebenso unmerklich und ebenso schnell, wie die Qualität in der bildenden Kunst und Literatur versiegt. Die Zustände und Veränderungen der barbarischen Welt, die die Statthalter des 1. Jahrhunderts so gut kannten und so wirksam beeinflußt hatten, verhüllen sich nunmehr in einen Nebel vor dieser ermüdeten Generation. Die militärischen Überlegungen werden jetzt durch den leeren Formalismus der Administration in den Hintergrund gedrängt: die befestigte Grenze im Binnenland zwischen Rhein und Donau ist schnurgerade geführt, ohne die geringste Rücksicht auf die Gestaltung des Terrains; die Festungsbauten werden nicht an den strategisch oder taktisch günstigsten Stellen, wie bisher, angelegt, sondern folgen in gleichen Abständen aufeinander. Im 1. Jahrhundert hat Rom die Flußgrenzen festgelegt, um die Barbaren aus dem Reichsgebiet auszuschließen; im 2. Jahrhundert dienten die Uferfestungen schon dafür, daß Rom sich hinter ihnen gut verstecken könne.

Nach den schrecklichen Verwüstungen der suebisch-sarmatischen Kriege hat Kaiser Marcus die Flußgrenzen, die sich als völlig unzureichend erwiesen haben, aufgeben und an dem Kamm der Karpathen und der böhmischen Bergketten neue und massive Verteidigungsstellungen aufnehmen wollen. Man hat schon die markomannischen und sarmatischen Territorien besetzt und das Werk der Einrichtung hinter den Gebirgsgrenzen kräftig angebahnt. Doch auch Marcus starb allzufrüh und sein unreifer Sohn gab die ganze Konzeption des besonnenen Vaters sofort auf. Er verschloß sich nach der Aufgabe der neueroberten Landschaften hinter einer neuen Reihe von Festungen, Wällen und Gräben.

Das Verhältnis Roms zu den Pufferstaaten ändert sich ebenfalls unmerklich. In der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts patrouillieren noch die Grenztruppen im sarmatischen und roxolanischen Gebiet an den Verbindungsstraßen zwischen Dazien, Pannonien und Moesien; ja sie haben Stützpunkte im Barbarenlande, wie z. B. in Szeged an der Theiß, oder z. B. im hochinteressanten Außenposten *Piroboridava* am Sereth. Aber die Erschlaffung der römischen Initiative befreit die Grenznachbarn vom Hochdruck, der sie einigermaßen niederhielt. Schon unter Hadrian erfrecht sich der Roxolanenkönig ins Reich einzubrechen, weil ihm die von Rom gewährten Jahrgelder gekürzt worden sind. Die suebisch-sarmatischen Invasionskriege in den sechziger und siebziger Jahren des Jahrhunderts führen dann vor Augen, was für furchtbare Zerstörungskräfte an den Grenzflüssen sich angesammelt hatten; und auch, daß man diese zwar für eine Weile lahmlegen aber nicht mehr ganz brechen konnte. Das Reich erkauft den Frieden mit Geld von den Nachbarn und mit Geld gewinnt es sie zum Militärdienst gegen andere Barbaren. Auch die eigene Armee muß mit Gold befriedigt werden, während die Entwertung des Silbergeldes, die im 2. Jahrhundert noch fast unmerklich, aber ständig fortschreitet, beginnt schon jetzt die Zivilbevölkerung der sicheren Grundlage ihres Lebensunterhaltes zu berauben.

Da die militärischen Probleme die Hauptsorge der Reichsregierung geworden sind und da andererseits die Armeen ausschließlich in den Grenzprovinzen aufgestellt waren, wuchs die politische Wichtigkeit der letzteren

außerordentlich, zum Schaden des Mutterlandes. Obwohl die Rheinarmee fortgesetzt ihre Stimme bei der Lösung der vitalen Fragen hören läßt, verschiebt sich das Schwergewicht auf die von Besatzungstruppen wimmelnden Uferfestungen der Donau. Die kaiserlichen Hauptquartiere hinter beiden Strömen werden allmählich zu glanzvollen Residenzen ausgestaltet.

Am Anfang des 3. Jahrhunderts, als die starke Hand des Severus nochmals die wilden Menschenmassen jenseits der *Limites* niederhielt, genoß die Bevölkerung der Grenzzone – im Gegensatz zu der der Kulturzentren des Hinterlandes – eine Nachblüte. Wieder strömte die Ware rheinaufwärts und donauabwärts nach Illyricum. Aber seit etwa 230 geriet die barbarische Welt rund um das Weltreich herum überall in Bewegung. Nach fürchterlichen Katastrophen und Notständen hat das Imperium die *agri decumates* zwischen Oberrhein und Oberdonau wie auch die jenseits der Donau gelegene traianische Provinz, Dazien, aufgegeben. Unter den gallischen Sonderkaisern ist das Rheinland ein Vierteljahrhundert von den Donauländern getrennt. Barbarische Gruppen nisten sich am römischen Ufer der Grenzströme ein, – wenn nicht die Römer selbst solche hineinlassen, um ihre aufgeriebenen Besatzungen zu ersetzen. Da die Demarkationslinie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in wachsendem Maße nur durch eine minderwertige Miliz beaufsichtigt wird, während die Kerntuppen, vor allem die neu organisierte Reiterarmee, auf Verkehrsknotenpunkten hinter der Front das Hinterland deckt und die Einfälle an der Front zu bekämpfen befugt ist, verliert der befestigte Streifen am Limes seine alte Bedeutung. Die Flußläufe als Scheidewand gegenüber dem Barbarentum werden stets illusorischer.

Um die kriegerische Bevölkerung der Grenzprovinzen zu retten, greift Diokletian am Ende des 3. Jahrhunderts zu energischen Maßregeln. Überall werden wieder neue Festungen gebaut und die Lücken der Garnisonen aufgefüllt. Doch reiben die neu erstarkten Sarmaten in endlosen Kriegen unter ihm die Manneskraft von Illyricum – die stärkste Stütze des Reiches in dem voraufgehenden Chaos der Kulturwelt – gänzlich auf. Und schon lange vor ihm sieht man den Westen in eine Lethargie versinken. Orientalische Händler drängen sich nun an Stelle der Westkelten im Donaubecken und am Rhein; orientalische Mysterienreligionen beherrschen überall die Geister.

Auch im 4. Jahrhundert werden noch beachtenswerte Anstrengungen gemacht, um die Situation am Rhein und an der Donau zu konsolidieren. Konstantin baut wieder Kastelle, errichtet Steinbrücken an beiden Strömen, führt sieghafte Kriegszüge, um die Germanen und Sarmaten zur Ruhe zu zwingen. Man versucht auch die rheinische und die donauländische Militärzone durch das Neckartal nochmals fest zu verklammern. Doch geht jetzt die antike Vorstellung von der Oikumene, der schon lange durch das Römerreich vertretenen Kulturwelt und das rund um sie strudelnde Chaos des Barbarentums verloren. Die Begriffe von *Alamannia*, *Francia*, *Sarmatia* und *Gothia* gewinnen einen gleichen Wert mit der neuen Begriffsprägung der *Romania*. Und die großen Siege Konstantins vermögen keine dauernde Wirkung auszuüben, weil Rom selbst ohne die barbarischen Völkerkräfte die Schlagfertigkeit seiner Armeen gar nicht aufrechtzuerhalten vermochte. So hilft es selbst den Nach-

barstämmen, sich nach einer Niederlage aufzurichten: es liefert schwere Goldmengen ihren Fürsten, um sie zu beschwichtigen und überhäuft ebenfalls mit Gold die Söldner, die über die Grenzen zu kommen gewillt sind, um sich für das Reich zu schlagen. Man führt auch wieder gewaltige Barbarenmengen in die entvölkerten Grenzländer herüber, ohne sie für den Romanismus gewinnen zu können, wie einst: die Kaiser sind schon allzu froh in der Hoffnung, kraftvolle Rekruten und Feldarbeiter in ihnen zu erhalten.

Hüben und drüben an den Grenzflüssen stehen gleichsam Barbaren einander gegenüber. Man muß unter Valentinian unter Todesstrafe verbieten, daß römische Grenzbauern sich eine Frau vom anderen Ufer nehmen. Andererseits hat man sich im Barbarenlande an den römischen Geldverkehr und Nachschub der Lebensmittel wie Industrieerzeugnisse gewöhnt und man sah dort schon *domicilia curatius Romano ritu constructa*. – Der Barbarenname verlor diesseits der Grenze seinen geringschätzigen Klang. Das römische Selbstbewußtsein ist selbst bei den Elitetruppen dieser Zeit – oder besser gesagt: bei diesen vor allem – vollständig verschwunden: *Francus ego cives, miles Romanus in armis*, lesen wir auf einer Grabinschrift von Aquincum. Kein Wunder: das Reich entnimmt seine Kräfte den barbarischen Völkern jenseits der Grenze, nachdem man die Energien aller in Betracht kommenden Reichsgebiete, von Rom aus zentrifugal nach allen Windrichtungen vorgehend und bis an die *Limites* gelangend, verbraucht hat. Und als man die Grenze auf diesem Wege – wie erwähnt – überschritten hat, war schon die Voraussetzung und Grundlage der germanisch-römischen Königreiche des Frühen Mittelalters gegeben. Die gegenseitige Durchdringung der römischen und der germanischen Lebensform an beiden Ufern, die dieses historische Ergebnis vorbereitet hat, spiegelt sich mit einer besonderen Deutlichkeit auf den Produkten der Kunstindustrie. – Es sei dafür nur ein Beispiel gegeben. Auf einem vergoldeten Silberhelm aus der Zeit Valentinians I., der einst dem Kommandanten des Brückenkopfes von Transaquincum gehört hat, und der in einer staatlichen Waffenfabrik gefertigt war, begegnen wir neben klassischen Ziermotiven dem Formenschatz der damaligen germanischen Kunstindustrie. Gleichzeitige Fundstücke, die nördlich von Aquincum, im Barbarengebiet, gemacht worden sind, weisen nicht nur dieselben germanischen Ornamentmotive, wie der römische Helm auf, sondern bei Anwendung der gleichen Technik tauchen auf ihnen Nachahmungen römischer Figurenverzierungen auf. Entsprechende Erscheinungen kann man auch an Beispielen beiderseits des Rheins feststellen. – Der wachsende Gebrauch der lateinischen Sprache bei den Germanen, und ihre Bekehrung zum Christentum tragen ebenfalls dazu bei, höhere Formen des römisch-germanischen Zusammenlebens vorzubereiten, als diejenigen, die dann im 5. Jahrhundert verwirklicht worden sind, nachdem der Hunnensturm die eben skizzierten organischen Verflechtungen gewalttätig zerrissen hatte.

Im 4. Jahrhundert beginnt der Verfall der Festungswerke an den Grenzflüssen. Vergebens verordnen die Kaiser den Bau von neuen Festungen, oder die Wiederherstellung der alten: es hemmen der Mangel an technischer Schulung und an gutem Willen, wie auch die katastrophal um sich greifende

Korruption die Ausführung ihrer Befehle. Es versuchte vor allem Valentinian I. mit einem kolossalen Aufwand von Geldmitteln und Arbeitskräften, die Grenzanlagen überall neu zu gestalten. Doch fürchten sich selbst die kommandierenden Generäle, die vorgeschobenen Festungen im Barbarenlande aufzuführen, deren Errichtung der Kaiser anbefohlen hatte, um die Wut der gefährlichen Nachbarn nicht auf sich zu ziehen. Anno 374, als die Quaden und Jazygen Pannonien überschwemmen, verbergen sich die Besatzungen dieser neuen, außerordentlich starken Festungen feige hinter ihren dicken Mauern. Und zwei Jahre später, als der plötzliche Vorstoß der Hunnen aus dem Nordosten die Donaugrenze erreicht hat, zerfiel das ganze raffinierte und wahrlich großartige Festungssystem gleich bei dem ersten Ansturm.

Um die Folgen dieses Zusammenbruches zu verstehen, ist noch folgendes zu beachten. Als sich die Steppenvölker auf die zivilisierte Welt warfen, waren die Ostprovinzen des Römerreiches durch den ihnen vorgelagerten neupersischen Großstaat vor ihrem Angriff geschützt. Und als die Angreifer dieses Hindernis, nordwärts ausweichend, umgingen, war das oströmische Gebiet durch die natürliche Festung des Kaukasus und durch das Schwarze Meer wieder einmal für sie unzugänglich gemacht. Ja, als sie endlich in die Balkanhalbinsel einströmend sich Kleinasien zu nähern vermochten, konnte dieses Kerngebiet von Byzanz durch die langen Mauern Konstantinopels abgeriegelt werden. Ganz anders stand es mit den weströmischen Ländern, die an der Donau und dem Rhein auf unendlich langen Strecken dem Eindringen der Steppenvölker und ihrer germanischen Vasallen offen standen. So war im Westen der einzige Weg zu einem wenn auch prekären Ausgleich mit den anstürmenden Völkern nur durch irgendeine Art der Symbiose möglich, während Byzanz weiterhin mit seinem Golde barbarische Söldnertruppen für den Kampf gegen andere Barbaren ankaufen, oder den Frieden mit seinem Golde bezahlen konnte. So war durch die geographischen Faktoren das Fortleben von Byzanz und das Untertauchen des römischen Westens in den Fluten der Völkerwanderung vorgezeichnet.

Im 5. Jahrhundert verschwanden die letzten Besatzungen an den Grenzflüssen und ihre Talfurchen zeigten wieder nur raubsüchtigen Barbarenrotten den Weg nach dem Westen. Ihre Verknüpfung, die sie zum Vehikel des römischen Kulturlebens machte, ist ebenso zunichte geworden, wie ihre trennende Rolle zwischen dem Weltreich und dem Lande der Barbarei.